

A Bulletin

A-BULLETIN Nr. 434

Donnerstag, 5. November 1998

**Ach, die Schweiz ...
über einen Kleinstaat in
Erklärungsnot**

von Peter Kamber 1 - 6

Inserate / Impressum 6 - 12

Preis: 2 Franken



„Es gibt Leute, die Angst bekommen, alles zu verlieren, wenn ihre Vergangenheit bedroht wird.“

Es geht wieder das böse Wort um, wer schlecht rede über sein Land, begehe Verrat. Die Schweiz steckt derzeit mitten in einer Bewusstseinskrise, die am besten mit dem Ausspruch von John le Carré wiedergegeben werden kann: „Es gibt Leute, die Angst bekommen, alles zu verlieren, wenn ihre Vergangenheit bedroht wird.“ Erinnern weckt peinliche Gefühle.

Mit diesen Worten empfängt uns Peter Kamber in seinem Buchlein *'Ach, die Schweiz ... Über einen Kleinstaat-in Erklärungsnot'* und fährt weiter:

Die Schweiz! Ein Land der Seen und der Flüsse, keine Stadt, die nicht an irgendeine Gewässer grenzt, das die Vergangenheit wortlos mit sich fortspült, im Bedarfsfall. Doch Vergangenheiten haben es an sich, wie Phantome ungefragt aus der Tiefe aufzusteigen, dann und wann. Es sind die Plagegeister der Geschichte, die gefürchteten unerlösten Seelen auf dem eigenen Kontoauszug der Ewigkeit, die noch etwas einzufordern haben, bevor sie Ruhe finden. Nichts ist wirklich vergangen, ausser es geht von selbst, aus freien Stücken.

Über das eigene Land zu schreiben ist vertrackt, verfänglich. In allen Ländern dieser Welt, vielleicht. Denn was ist das, ein Land? Schon allein die Frage versetzt uns in die langweiligsten Stunden des Geschichtsunterrichts zurück, als wir definieren mussten, was eine Nation sei und sein solle.

Die Schweiz sei eine Willensnation, heisst es pathetisch, sie bestehe aus so unterschiedlichen Teilen, allein schon sprachlich, dass ohne hartnäckige Selbstüberredung nicht zusammengewachsen wäre, was gar nie zusammengehört hat. Eine etwas pragmatischere Theorie besagt, dieser ominöse Wille erschöpfe sich weitgehend im gemeinsamen Geldverdienen.

Eingeklemmt zwischen den grossen rivalisierenden Mächten in Europa, war dieses Alpen- Wiesen- und Städteland vom Mittelalter bis zum Ende des Kalten Krieges nahezu ununterbrochen Austausch-, Puffer und Inkasso-Zone zwischen den Fronten: ein Land von Mitwissenden in jeder Hinsicht, verschwiegenen Naturen, deren Geschäftskodex ihnen das Wahre von Geheimnissen fast jeglicher Art ans Herz legt, an ein Herz, das gross und doppeldeutig ist, mit einer Kammer, die zuweilen unter der moralischen Last seufzt, während die andere bei jedem neuverdienten Goldstück nur um so heller klingelt.

Was kümmert mich 'die Schweiz'? Müsste es mir und meinesgleichen jetzt nicht gutgehen? Haben wir es nicht schon immer vermutet, gewusst, gesagt und geschrieben, was jetzt ans Tageslicht kommt?

Wäre da nicht dieses kleine Problem: Ich bin selbst ja auch einer von 'denen': Du bist, was du kritisierst, so liesse sich ein alter indischer Satz abwandeln. Das Problem sitzt tief. Habe ich deswegen einmal Geschichte studiert? – Schon möglich.

Mit neunzehn heiratete ich eine Niederländerin und bekam schon sehr früh meinen nationalen Spiegel vorgehalten. Wie ein Ethnologe versuchte ich, ihr die Widersprüche im Land zu erklären. Das ging so lange gut, bis ich mich in meinen eigenen Unstimmigkeiten verdingte. Über uns selbst machen wir uns die grosszügigsten Illusionen, auch dann noch, wenn wir uns kritisieren. Später, auf der Couch, ging mir dann auf, dass ich meinen Status als Unangepasster lange wie einen Ehrentitel mit mir herumgetragen habe. Einmal hatte ich versucht, in Frankreich zu leben. Da war ich gern und beinahe sorgenlos Ausländer ge-

wesen – bis zu dem Tag, als mir gesagt wurde: „Aber auch du musst doch dein Land lieben.“

Aber was heisst das? Nein, ich sehe noch immer keinen Grund, 'mein' Land zu verteidigen, schon gar nicht seine Geschichte mit dem Zweiten Weltkrieg. Diesen primären nationalistischen Reflex kontrolliere ich zu gut.

Wie ein Serientäter nehme ich mir seit Jahren immer wieder dieses Land vor, um mich mit ihm auseinanderzusetzen. Ohne es im Grunde zu wollen. Aber das Material, auf das ich in den Archiven stosse, scheint irgendwie stärker. In den Akten eines Geheimdienstprozesses im Bundesarchiv fand ich kürzlich in einem grossen Briefumschlag den konfiszierten Inhalt einer Handtasche – mit Puderdose und Adressbuch der Angeklagten. Ein Duft, den ich von meiner längst verstorbenen Grossmutter kannte. Eine untergegangene Welt macht uns noch immer zu Zeugen. Ist das 'Liebe'? Oder bin ich selbst bloss ungerecht, und ist meine Wahrnehmung bereits nachtragend, bevor ich überhaupt ein Urteil fälle?

(...)

Der griechische Philosoph und Historiker Plutarch – er lebte zwischen ca. 50 und 125 nach Beginn unserer Zeitrechnung – meinte, wie seien „schlechtere Richter über uns selber als über andere“, da ein Mensch beim Nachdenken nicht wie ein Maler, der ein paar Schritte von seinem Bild zurücktritt, um es prüfend zu betrachten, „aus sich heraustreten und seine Selbstempfindung eine Weile unterbrechen kann“. „Indessen“, so Plutarch weiter, „bleibt uns ein Mittel: wir können unsere Freunde besuchen und uns deren Prüfung unterziehen.“

Als ich die Architektin, Soziologin und Schriftstellerin Elisabeth Wandeler-Deck fragte, was ihr durch den Kopf gehe, wenn sie über den von Grossbanken überragten Zürcher Paradeplatz laufe, holt sie mich mit ihrer Antwort in die globale Gegenwart zurück. Sie denke sich jeweils, dass die weltweiten Wirtschafts- und Informationsflüsse nur an ganz wenigen Plätzen konkret „an massive Materie gebunden“ erscheinen: „Und für mich ist der Paradeplatz einer dieser Orte, wie wenn du an gewissen Punkten in New York oder Hongkong oder London stehst. Das sind die Orte, wo sich diese ökonomischen Bewegungen verknoten und materialisieren.“

Sich nicht an 'sein' Land binden, um nicht an ihm zu leiden? Wäre das die Lösung?

Ein Land ist ein abstraktes Gebilde, und eigentlich kennen wir es nur durch die Leute, denen wir im Laufe eines Lebens begegnen. Beleidigt sein durch das eigene Land? – Es hat etwas Absurdes, einem Land vorzuwerfen, nicht so zu sein, dass wir es lieben können, nicht so, wie wir es lieben möchten. Denn vielleicht ist Liebe zu einem Land an sich schon ein Unding und sollte Liebe für Menschen nie auf Abstraktes übertragen werden.

Während der Solothurner Literaturtage im Mai 1998 lese ich auf der Toilette im Restaurant 'Kreuz' den in die Holzwand eingeritzten selbstgerecht-kitschigen Spruch: „Glücklich ist, wer vergisst, was nicht mehr zu ändern ist.“ Günter Grass trug zwei Tage später in einem seiner Gedichte die Zeile vor, „das Glück, so heisst es, ist eine Fundsache“. Wenn dem so wäre, ging mir durch den Kopf, wäre das Glück eigentlich seiner Besitzerin oder seinem Besitzer zurückzugeben. Ich kann mir of-

fenbar Schweizer Glück – eigenes inbegriffen – nicht mehr anders als unrechtmässig zustande gekommen vorstellen.

(...)

Kritik, heisst es, sei selbstgerecht – als wäre es mir möglich, das Land zu kritisieren, in dem ich geboren bin, ohne nicht an mir selbst nach diesen kritisierten Eigenschaften zu suchen!

Plutarch schrieb in seinen *Moralia*: „Die Gerechtigkeit ist ohne Einsicht undenkbar.“

Plutarch gehörte zu denen, die die Geschichte des sagenhaften König Midas überlieferten. Als Midas vom Gott Dionysos wegen eines Freundschaftsdienstes beschenkt werden sollte, wünschte er sich unglücklicherweise zum Lohn, dass alles, was er berühre, sich in Gold verwandle. Da auch die Speisen, der Hausrat, sogar das Wasser zu Gold erstarrte, sobald Midas sie anzufassen suchte, verwandelte sich das erhoffte Glück in reinste Qual: „Verdientermassen foltert ihn das Gold, das er jetzt hasst“, dichtete Ovid dazu in seinen *Metamorphosen*. Nur um Midas nicht an Hunger und Durst sterben zu lassen, erhört Dionysos dessen Betteln, die steinreich machende Gabe zurückzunehmen.

Diese Erzählung dürfte in der Antike mit etwas Glück auch in der Schweiz bekannt gewesen sein, bezeugte doch schon der griechische Philosoph Poseidonios von Apames, der über hundert Jahre vor Plutarch, im Jahr 51 vor unserer Zeitrechnung, in Rom starb, den keltischen Helvetiern und Helvetierinnen einen

auffälligen Hang zum Gold, indem er vom „Gebiet der goldreichen, doch friedlichen Helvetiern“ sprach. Ausserdem hatten die Helvetier tatsächlich Zugang zur griechischen Schrift. Cäsar, der sie mit zu den Galliern zählte und übrigens für kriegerrisch hielt, entdeckte nach der gegen sie gewonnenen Schlacht bei Bibracte im Jahr 58 vor unserer Zeitrechnung ihre in Griechisch abgefassten Bevölkerungsverzeichnisse. Bekanntlich hatten damals die Helvetier in ihrer Gesamtheit das Siedlungsgebiet zwischen Rhein und Rhone aufgegeben und nach Südwestfrankreich in die Gegend des, sagen wir einmal, heutigen Strandortes Biarritz auswandern wollen, was die Römer unter Cäsar – mit vermutlich unkalkulierbaren Folgen für den Verlauf der weiteren Weltgeschichte – vereitelt haben. Hätte er sie doch nur gehen lassen!

In der Schweiz ist das alles frühester Schulstoff. Ich sehe meine Lehrerin noch vor mir. Es war die erste historische Geschichte, die mir dauerhaft im Gedächtnis geblieben ist. Ich fand das lustig, dass eine ganze Bevölkerung den Entschluss fasst, ans Meer zu fahren. Es muss mich an Ferien erinnert haben.

Die Schweiz: ein Land erzwungenen Wohnsitzes für alle. Diese Zerknirschung. Ein Leben zweiter Wahl. Alles, was seither kam, die späteren Schlachtensiege der Eidgenossen, das Gold, der Reichtum: nichts als Kompensation.

(...)

Auszüge aus dem Essay 'Warum die Schweiz nicht am Atlantik liegt.'

Fiktionen

Es geht nicht darum, die Schweiz schlecht zu machen, aber sie war schon immer eine Fiktion.

In Schwyz, jenem Urkanton am Vierwaldstättersee, der namengebend für die ganze Eidgenossenschaft wurde, herrschte im Spätmittelalter die Überzeugung vor, von den Schweden abstammen und in grauer Vorzeit einer Hungersnot wegen aus dem hohen Norden, dem 'Land gegen Mitternacht', südwärts gewandert zu sein. Noch Johannes von Müller (1752–1809), der mit seinen *Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft* Friedrich Schiller die Anregung für seinen *Tell* lieferte, erwähnte diese Legende. Die Not habe geboten, dass jeder Zehnte – mit Frau und Kind, wenn er nicht alleinstehend war – wegziehe. Wen das Los traf, schied unter grossem Wehklagen von Verwandten und Freunden. Auf der Suche nach einem Land, das dem von ihnen verlassenen gleich, seien sie in die Nähe des Vierwaldstättersees gekommen und hätten Schwyz gegründet, um da in Frieden ihr Vieh zu weiden, „ohne Kränkung durch böse Gewalt“. Die Zeit ihres Auszugs und die Umstände ihrer Wanderung seien indessen unbekannt, „weil bey solchen Völkern die Zeitrechnung nicht ordentlich gehalten wird“, bemerkt Johannes von Müller trocken.

Den Untersuchungen des Historikers Guy P. Marchal zufolge bildete sich der Glaube an die Herkunft aus dem Land der Mitternachtssonne zur Zeit des Basler Konzils (1431–1449) heraus, und zwar als indirekte Folge einer damals als grosse Sensation gewerteten Rede des Schwedischen Konzilsgesandten Nicolaus Ragvaldi, des späteren Erzbischofs von Uppsala. Um für seinen König einen ehrenhafteren Sitz im Konzil zu erwirken, hatte der nämlich am 12. November 1434 mit ausschweifenden Erzählungen dargelegt, wie die Goten, die Vorfahren der Schweden, durch Auswanderung unzählige mutige Völkerschaften begründet hätten. Geschichtswidrig hatte er auch erklärt, die Goten hätten als erste das Christentum angenommen und sich ganz besonders heldenhaft gegen die 'Heiden' hervor getan.

Vermutlich gelangte die Geschichte von Basel über Pilgerwege schnell in das geistige Zentrum von Schwyz, zu der weitherum

bekanntesten Wallfahrtskirche Einsiedeln, und belebte dort um so mehr die Phantasie, als es im damaligen Latein zwischen Schweden (*sueci*) und Schwyzern (*suici*) für die etymologieverrückten Menschen des Mittelalters eine mehr als offenkundige Übereinstimmung zu geben schien. Der Gleichklang verhiess direkte verwandtschaftlich-historische Bande.

So behauptet noch ein Schwyzer Sittenmandat aus den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts, das sogenannte *Grosse Gebet der Eidgenossen*, ein stundenlanges Reihengebet in ungewöhnlicher, auch vor Schlachten praktizierter Andachtshaltung – auf den Knien mit seitwärts ausgestreckten, dann wieder vor der Brust gekreuzten Armen – erfolge „zum Andenken, wie unsere Altvorderen aus Schweden in dieses Land gekommen sind“.

Auch ein Schwyzer Landsgemeindebeschluss des Jahres 1531 setzte die schwedische Abstammung mit der grössten Selbstverständlichkeit als Tatsache voraus.

Die Sage sprach sich laut Guy P. Marchal auch unter den Schweden herum. Eidgenössische Kaufleute wurden bei Reisen nach Schweden oft um nähere Auskunft über die geheimnisvolle Herkunft der Schwyzer gebeten, da, wie es hiess, in der schwedischen Überlieferung selbst gar nichts darüber zu finden sei.

Der *Schwyz Chronik* von Johannes Stumpf zufolge pflegten sich Schwyzer und Schweden damals als Landsleute zu begrüssen, und Johannes Magnus, der als letzter Erzbischof von Uppsala im Anschluss an die 1527 in Schweden eingeführte Reformation nach Rom ins Exil ging, berichtet in seiner 1540 geschriebenen Gotengeschichte, die Schwyzer erwiesen durchreisenden Schweden stets die freundlichsten verwandtschaftlichen Bezeugungen.

Mit den sich vertiefenden Glaubensgegensätzen und dem Eingreifen des lutherischen Schwedens in den Dreissigjährigen Krieg zugunsten des deutschen Protestantismus geriet dieser Geschichtsmythos bei den katholisch gebliebenen Schwyzern aber rasch und endgültig in Vergessenheit.

Im zunehmend national geprägten eidgenössischen Weltbild begann diese Legende offenbar zu stören. Die Annahme einer ewigen Geburtsverbundenheit mit dem eigenen Land und Boden erschien plötzlich vorteilhafter und respekabler, zumal es vor dem Hintergrund der beginnenden 'Zigeuner'- und Bettler-Verfolgungen anscheinend nicht mehr wie noch im Mittelalter als ehrenvoll galt, von woanders und weither zu stammen und unter möglichst vielen Abenteuern die Länder durchzogen zu haben.

Auch an die legendäre Hungersnot, die sie angeblich einst zu Flüchtlingen gemacht hatte, wollten die mittlerweile mit Schlachtenerfolgen und Solddienst reich und eingebildet gewordenen Eidgenossen nicht mehr unbedingt erinnert werden.

Da leistete der andere, ebenfalls im 15. Jahrhundert fixierte Geschichtsmythos vom nächtlichen Schwur der ersten drei Eidgenossen auf dem Rütli und dem Apfelschuss Tells für das Selbstbewusstsein schon erheblich mehr. Mit armen Schluckern von Vorfahren hatten diese Gestalten, die behaupteten, ursprünglich frei und einig und stolz auf ihre ewigen, unantastbaren Rechte zu sein, nichts mehr gemein.

Von da an machte sich in der Geschichtsschreibung unbeliebt, wer nicht kritiklos zu dieser Legendenbildung beitrug oder das Reden von den alten Helden wenigstens billigend in Kauf nahm.

Als 1760 die beiden Berner Aristokraten Alexander-Ludwig von Wattenwyl und Gottlieb-Emmanuel von Haller anonym die Hypothese des mit ihnen befreundeten Pfarrers Uriel Freudenberger druckten, die Tell-Geschichte sei ein auf alte nordische Mythen zurückgehendes Märchen, wurde ihre mit *Wilhelm Tell, ein dänisches Märghen* betitelte Schrift durch den Henker in Uri auf dem Marktplatz von Altdorf öffentlich verbrannt.

Inzwischen lassen sich hellhörigere Geister nicht mehr so leicht einschüchtern und plaudert die Geschichtswissenschaft das Geheimnis offen aus, dass die Sage vom Meisterschützen eigentlich aus Norwegen stammt und um 1200 erstmals durch den dänischen Geschichtsschreiber Saxo Grammaticus in seinen *Gesta Danorum (Taten der Dänen)* auf den dänischen Helden Toko übertragen wurde.

Toko, der prahlte, er vermöge mit dem Bogen einen Apfel vom Pfahl zu schiessen, wurde vom König dazu gezwungen, den zu durchbohrenden Apfel auf den Kopf seines Kindes zu legen und mit dem eigenen Leben für das Prahlen zu büssen, falls er sein Ziel nicht treffe. Nachdem die Sache gut ausgegangen war, fragte der König, warum er denn vor dem Schuss seinem Köcher mehrere Pfeile entnommen habe, und Saxo Grammaticus lässt seinen Toko so reden wie später die unbekanntenen eidgenössischen Dichter ihren Tell: „Um an dir das Abirren des ersten mit der Spitze des anderen zu rächen.“ Auch Tells Rache am verhassten Vogt Gessler durch einen tödlichen Schuss im Wald wird bei Saxo schon vorweggenommen.

Andere Helden wie etwa Winkelried, der bei der Schlacht von Sempach 1386 die gegnerischen Spiesse auf sich gelenkt haben soll und dadurch die als solche historisch dokumentierte plötzliche und unerklärliche Wende herbeiführte, gelten nach minutiösen Untersuchungen mittlerweile ebenfalls als fiktiv.

Gegen solche historischen Dichtungen wäre natürlich nicht das geringste einzuwenden, wären sie nicht in den Rang ewig gültiger Geschichtswahrheiten erhoben worden.

Selbst der berühmte *Bundesbrief von 1291* ist mit aller Wahrscheinlichkeit nicht im behaupteten Jahr geschrieben worden. Auffallend viel stimme da nicht zusammen, erklärt mir einer der besten Kenner der Quellen, Roger Sablonier, Professor für Geschichte des Mittelalters an der Universität Zürich, und nahegelegender sei, dass die nachträgliche Herstellung einer schriftlichen Tradition bezweckt und der Text zurückdatiert worden sei. Ausserdem handle es sich nicht um einen staatlichen Grü-

dungsakt. Diese Deutung sei „längst als anachronistische Konstruktion“ identifiziert.

Doch noch immer gelten diese Geschichten als Glaubensfragen, und dem Basler Historiker Werner Meyer brachten 1991 öffentlich geäußerte Zweifel anlässlich der Feiern zum angeblich 700jährigen Bestehen der freien Eidgenossenschaft sogar Morddrohungen ein. Auch Roger Sablonier erhielt im Jubiläumsjahr anonyme Drohbrieve, unterschrieben mit „Morgarten und Sempach“, den heiligen Namen der Schweizer patriotischen Schlachtentradition.

Der *Bundesbrief von 1291*, der eigentlich nur ein Landfriedensabkommen war, wie es sie im Mittelalter zahlreich gab, hatte unter den Eidgenossen selbst nie eine Rolle gespielt und war auch erst 1760 wiedergefunden und publiziert worden.

1889 setzte die Schweizer Regierung dann aber in einer 'Botschaft' den willkürlich gewählten 1. August 1291 als Ursprung der schweizerischen Eidgenossenschaft fest, um endlich einen Nationalfeiertag zu haben. Eine 1891 auf dem Rütli geplante 600-Jahr-Feier sollte „das jetzige Volk der Eidgenossen“ in die Lage versetzen, „den patriotischen Gefühlen“, welche diese Erinnerung „nothwendig in ihnen hervorrufen“ müsse, „Ausdruck zu verleihen“.

Der Rückgriff auf die fernmöglicheste Zeit war alles andere als Zufall, denn der jungen Schweiz, die erst 1848 nach dem Sonderkrieg, dem bewaffneten Konflikt zwischen katholisch-ländlichen und protestantisch-industrialisierten Kantonen, entstanden war, fehlte ausser den militärischen Schützen- oder folkloristischen Turnfesten jeder verbindende politisch-nationale Anlass.

Auch alle übrigen Daten der jüngeren Geschichte, den Sturz des Ancien Régime von 1798 durch den Einmarsch der Franzosen mit eingeschlossen, kamen als Anlass zu einer Feier nicht in Betracht.

Selbst die Periode davor gab an Gemeinsamkeit nicht viel her: In jedem Jahrhundert seit dem Spätmittelalter hatte es einen eidgenössischen Bürgerkrieg gegeben, und die Reformation spaltete die Eidgenossenschaft faktisch in zwei Teile. Nur knapp war das völlige Auseinanderfallen des bröckligen vorstaatlichen Gebildes 'Eidgenossenschaft' vermieden worden. Als einheitliches politisches Staatswesen gab es sie praktisch nicht mehr, und was die berühmten Eide betrifft, so wurden sie zwischen den Streithähnen gar nicht mehr erneuert.

Wenn die europäischen Mächte diese Alte Schweiz paradoxerweise doch als Einheit respektierten, dann nur der Schweizer Söldnertruppen wegen, auf die weder Frankreich noch das Reich oder Habsburg-Spanien einander den alleinigen Zugriff gestattet hätten. Die Neutralität des Wiener Kongresses von 1815 war nur eine Neuauflage dieser doppelten innen- und ausenpolitischen Nulllösung für die schweizerische Politik. Unfähig, vor 1848 die inneren Gegensätze zu überbrücken, passte diese Schweiz den Grossmächten damals bestens ins Konzept.

Allein die älteste Geschichte bot da noch Stoff zur Identifikation. Aus einer tiefen Verunsicherung heraus waren die Eidgenossen immer wieder in Versuchung gekommen, ihre Existenz mit Hilfe von Legenden zu rechtfertigen und zu bekräftigen, haftete doch insbesondere der frühen Eidgenossenschaft aus dem Blickwinkel der europäischen Mächte der Makel an, eine widerrechtliche, mörderische Verschwörung gegen die einstigen legitimen adeligen Herren gewesen zu sein. Nur auf Erfundenes, auf historische Fiktionen vermochten sich die streitbaren Geister überhaupt zu einigen, da die brüderlich und schwesterlich geteilte Realität ausser nie ausgehendem Konfliktstoff nicht viel bot. In Wirklichkeit war die Geschichte der Eidgenossenschaft eine nicht abreisende Serie von Schlachten, Gehässigkeiten und allseitigen Anödereien.

Erst von 1848 an begann die Schweiz während einiger Jahrzehnte, ganz gern, ganz mutig und frisch etwas Aussenpolitik

zu machen und sich etwa über die Teilung Polens laut zu empören. Während rundum die demokratischen Revolutionen gescheitert waren, stach die demokratische Schweiz, in der selbst Karl Marx die fortschrittlichste europäische Verfassung der Zeit sah, wie eine Insel der Seligen heraus und wurde für ganze Generationen gescheiterter Umstürzler und Anarchisten ein Refugium. Das passte natürlich nicht mehr allen, und insbesondere das Kaiserreich Bismarcks begann, die Schrauben anzuziehen, schickte Lockspitzel über die Grenzen und schimpfte über die in der Schweiz erscheinende deutsche Emigrantenpresse schon ganz ähnlich, wie es ein paar Jahrzehnte später die Nazis tun sollten.

Aller historisierender Imagination und allen liberalen Höhenflügen zum Trotz ist aber auch die moderne Schweiz im Grunde ein unzufriedenes, haderndes und mit sich und anderen in dauerndem Streit liegendes Staatsgebilde geblieben, das selten je mit einer Stimme spricht, an allem und jedem etwas auszusetzen hat und für sich dauernd Ausnahmen von anerkannten Regeln verlangt.

Deshalb können sich internationale Organisationen eigentlich nur glücklich schätzen, wenn die Schweiz als unverbesserlicher Quertreiber- und Querulantenstaat, der immer Lektionen erteilen will und kaum je Lehren anderer akzeptiert, sich nicht um eine Mitgliedschaft bewirbt.

Die Schweizer Regierung ist verfassungsmässig mit viel zuwenig Macht ausgestattet, um im eigentlichen Sinn des Wortes eine Aussenpolitik zu machen. Es handelt sich ja beim Bundesstaat, der Exekutive, bekanntlich nicht um ein vom Volk gewähltes Gremium, das ein paar Jahre lang mit dem Parlament souverän entscheiden könnte. Nein, die sieben Regierungsglieder werden einzeln nach Parteienproporz vom Parlament gewählt und sind für jede innen- und aussenpolitische Sachentscheidung grundsätzlicher Art auf ein kompliziertes Konsensfindungsverfahren angewiesen, bei dem Interessenverbände und Parteien über jederzeit erzwingbare Volksabstimmungen nach Belieben ihre Machtspielchen und Sabotageübungen durchführen können.

Als Folge der jahrhundertelangen Streitereien kam nicht mehr als ein Minimalstaat zustande, bei dem das schöne Wort 'Direkte Demokratie' nur das Feigenblatt für ein gegenseitiges Urmissvertrauen ist, wie es in kaum einem anderen Staat der Welt so sorgsam kultiviert wird. Geld und Demagogie liefern jährlich mehrfach den Beweis für die Herstellbarkeit von Meinungen, und die Stimm- und Wahlbeteiligung ist in der Regel so niedrig, dass längst nur noch die Verängstigten und Eingeschüchternen das Staatsruder zu lenken scheinen. Das grosse Wort führen jene, die das Abstimmungsspiel am souveränsten beherrschen. Diese Macht wird unter der Drohung, sonst mit Unterschriftensammlungen zum Referendum zu greifen, schon im Vorfeld bei der Ausmarchung der Vorlagen im Parlament eingebracht, was jeweils erlaubt, die Entscheidungen beliebig zu verwässern oder nach eigenem Gutdünken umzuschreiben. Das war so schon in den angeblich urdemokratischen Landsgemeinden der ländlichen Kantone der Fall.

Im – wie gerne gesagt wird – freiesten Land der Welt ist Augenwischerei und Vorspiegelung falscher Tatsachen trauriges Tagesgeschäft, aber immer noch besser als der offene Krieg von früher.

Der englische Philosoph Jeremy Bentham hat nach dem Zeugnis seines Schweizer Herausgebers und Übersetzers, Etienne Dumont, gesagt, „dass die beste Verfassung für ein Volk diejenige ist, an welches es sich gewöhnt hat“, und diese pessimistische Einschätzung hat zumindest für die Schweiz einiges für sich.

Die Realität der eigenen Geschichte lässt sich nicht wie eine Hülle abstreifen, die Deutungsmacht eines beengenden Geschichtsmythos hingegen schon, selbst wenn dies nicht ganz einfach ist. Mythen sind zwar nur ein Stück eingebildete Ge-

schichte – aber je irrealer ihr historischer Gehalt, desto eifersüchtiger ist ihr Machtanspruch auf die Gegenwart.

Befreiung für die Zukunft geht nicht ohne einen neuen Bezug zur Vergangenheit einher. Erforderlich wäre auch in der Schweiz, was der Zürcher Psychoanalytiker und an der Universität Frankfurt lehrende Ethnologe Mario Erdheim ganz allgemein als angemessene Umgangsform mit Vergangenen empfiehlt – „die Vergangenheit von ihrem Schein von Gegenwart zu befreien, um sie dorthin zu versetzen, wo sie hingehört, nämlich in die Erinnerung“ –, und zwar „um den Wiederholungszwang zu brechen, welcher der Vergangenheit den Schein von Gegenwart und damit von Wirklichkeit vermittelt“.

Als die unvergleichliche Anne Germaine de Staël in ihrem Buch *Über Deutschland* das Alphirtenfest in Unspunnen bei Interlaken beschrieb – eine Art Bergolympiade, die 1805 und 1808 nach den Revolutionswirren von einem Berner Regierungsvertreter organisiert wurde, um eine politische Entspannung herbeizuführen, und neben Ringen („Schwingen“), Alphornblasen und Jodeln auch das Werfen des legendären Unspunnensteins umfasste –, da kleidete sie ihren Eindruck in die Worte: „Eine immer gleichlautende Geschichte ist wie ein Augenblick, der aus mehreren Jahrhunderten besteht.“

Politische Zukunftsunfähigkeit befällt die Schweiz mit grosser Regelmässigkeit, und die Beschwörung der bis in die Natur hinein projizierten Symbole der Vergangenheit erhält dann jeweils den Charakter eines Selbstbeschwichtigungsrituals.

Diese fiktive, inszenierte Schweiz fordert von ihren Bürgerinnen und Bürgern immer wieder die *Identifizierung* mit einem Wesenskern des Landes, den es als solchen gar nicht gibt.

Schon 1937 stellte Charles Ferdinand Ramuz, ohne sie als solche direkt auszusprechen, in der Pariser Intellektuellen-Zeitschrift *Esprit* in einem offenen Brief die hierzulande häretischste aller ketzerischen Fragen: Ob die Schweiz überhaupt existiere? Ramuz war damals 59 Jahre alt.

Ein Proteststurm brach los, der „Untreue“ wurde er bezichtigt, Zeitungen schrieben, sie seien „fertig“ mit ihm, „er solle schweigen“, er sei ein „politischer Autodidakt“. Die Neue Zürcher Zeitung warf ihm „Überheblichkeit“ und „Verächtlichkeit“ vor, er würde die Schweiz „negieren“, erkläre „kalt, es gebe keine Schweiz, die in Europa ihre eigene Individualität herausgebildet habe“, dabei läse doch „die deutsche Schweiz“ seine Werke, „wenn auch oft mit saurem Fleiss“, aus „der heimlichen Gewissheit“, dass es „spezifische schweizerische Elemente“ enthalte, die über das Kantonale und Regionale hinausgingen: „Ihr Aufsatz, in dem die Schweiz nicht existiert“, so schloss das Blatt, „kann doch nur durch ein dichterisches Meisterwerk gestöhnt werden.“

Ramuz hatte seinen Adressaten, den in Paris lebenden Schweizer Autor Denis de Rougemont, gebeten, ihren gemeinsamen französischen Freunden klarzumachen, dass „diese vorgebliche Einheit Schweiz in Wirklichkeit eine zusammengesetzte ist“: „Die Schweiz ist eine politische Einheit, das verstehe ich wohl, nicht wahr, dass sie eine politische Wichtigkeit hat (...); aber daraus eine gemeinsame Mentalität abzuleiten, wäre zu weit gegriffen.“

Reicht der „Nutzen“ aus, „um das Wesen des schweizerischen Volkes zu definieren?“ fragte Ramuz, um hinzuzufügen: „Und selbstverständlich gibt es verschiedenste Arten von Nutzen, aber ich meine hier nur den niedrigsten, denjenigen, der sich im Begriff des Profits zusammenfasst.“

Woher komme die Schweiz? Wohin gehe sie? Und was wolle sie? fragte Ramuz weiter und meinte, dass „wir ungefähr wissen, warum wir zusammen sind, weil es historische und militärische Gründe gibt, welche diesen faktischen Zustand herbeigeführt haben, aber dass wir nicht sehr gut wissen, was wir (‘als ‘Schweizer’) zusammen zu tun haben“.

Der Westschweizer Maler Ben Vaultier, der heute in Südfrankreich lebt, hatte es gewagt, auf der Weltausstellung von 1992 in Sevilla im Pavillon der Schweiz, die sich gegenwärtig aus 26 Kantonen – 20 Ganz- und 6 Halbkantonen – zusammensetzt, ein Bild aufzuhängen, in welchem er nochmals ironisch auf diese Ramuz-Affaire zurückkam: „La suisse n'existe pas“, hat er gross und in Handschrift auf die Leinwand gemalt, und noch

einmal ging ein Aufruhr durch das Land. Im Parlament gab es dringliche Anfragen an die Regierung, und der für Aussenpolitik zuständige Minister erhielt mehrere hundert Briefe von ehemaligen Soldaten, welche „diese Schweiz“ im Zweiten Weltkrieg doch an der Grenze „verteidigt“ hatten und nicht begreifen konnten, wie einer behauptete, es gäbe sie nicht.

Peter Kamber wurde 1953 in Zürich geboren, studierte Geschichte und promovierte 1991. Von 1991–1994 lebte er als freier Autor in Paris, kehrte dann aber in die Schweiz zurück. Derzeit wohnt und arbeitet er in der Region Bern.

1990 erschien Kammers erstes Buch, die „Geschichte zweier Leben – Wladimir Rosenbaum & Aline Valangin“ (Limmat Verlag, Zürich), die absolut wundervolle Biographie eines Advokaten und einer Schriftstellerin, die in den dreissiger Jahren in Zürich einen berühmten Salon führten, wo wir auch Kurt Tucholski, Max Ernst, Meret Oppenheim, Max Bill, Ernst Toller, Wladimir Vogel und Ignazio Silone begegnen – und dabei die Schweiz unserer Eltern, bzw. Grosseltern besser kennen zu lernen. (Ich habe dieses Buch in diesen Herbstferien ein weiteres Mal gelesen und war wiederum begeistert, habe aber auch verpassten Gelegenheiten nachgetrauert. G.P.)

1993 veröffentlichte Peter Kamber „Schüsse auf die Befreier. Die 'Luftguerilla' der Schweiz gegen die Alliierten 1943-1945“ (Rotpunktverlag, Zürich).

1996 Veröffentlichung von „Charles Ferdinand Vaucher 'Aus meiner linken Schublade'. Erzählungen eines Lebens'. Mit Zwischentexten von Peter Kamber“ (Rotpunktverlag, Zürich).

Zwischen 1986 und 1990 entstanden verstreut ein knappes Dutzend Kurzgeschichten.

1988/89 schrieb Kamber sein erstes Theaterstück („aussterben“). Es blieb unaufgeführt. Sein zweites, 1993/94 entstandenes („Leidenberg, Nicolas“; zum Tode von Niklaus Meienberg) wird gekürzt und als Montage mit zwei anderen ebenfalls gekürzten Stücken von Werner Wüthrich (Bern) und Urs Rühle (Genf) im Dezember 1998 von einer freien Theatergruppe in Bern zur Aufführung gebracht.

Kammers Reportagen zur Zeitgeschichte erschienen in der WochenZeitung (WoZ), der Weltwoche und den Magazinen des Tages-Anzeigers und der Basler Zeitung. Für den Süddeutschen Rundfunk verfasste er in den letzten Jahren zahlreiche Essays. 1997 beendete er in Berlin das Manuskript seines Science-Fiction-Romans über künstliche Intelligenz und künstliches Leben. Zur Zeit arbeitet er an einem historischen Roman über den Geheimdienst in der Schweiz 1940-1945.

Peter Kammers neuste Veröffentlichung, das Büchlein „Ach, die Schweiz ... Über einen Kleinstaat in Erklärungsnöten“ gestaltet in dreizehn Essays ein provozierendes Zeitbild über Befindlichkeiten und Empfindlichkeiten im 'reichsten Land der Welt' und zugleich ein historisches Brevier der verdrängten Seiten der helvetischen Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart.

Im Anhang macht Peter Kamber zu jedem Essay Anmerkungen und Hinweise auf Quellen.

Hier im A-Bulletin bringen wir den Essay 'Fiktionen' und als Einleitung Auszüge aus 'Warum die Schweiz nicht am Atlantik liegt', weil wir besonders in diesem Text einiges über den Autor erfahren.



Das Titelbild mit dem 'Schwur der drei Eidgenossen auf dem Rütli' ist uns übrigens in den Ferien in Apulien während einer mehrstündigen Wanderung durch Olivenhaine zugefallen. Die Photographie von Peter Kamber stammt von Daniel Sutter, Zürich.








Peter Kamber 'Ach, die Schweiz ... Über einen Kleinstaat in Erklärungsnöten.' Ein Essay. 1998 im Arche Verlag. 123 Seiten Fr. 22.-- ISBN 3-7160-2248-9

Inserate  Inserate  Inserate 

Verschiedenes

BIO WIR VERKAUFEN
 FRISCHES LAMMFLEISCH
 GRISCHUN HEIDSCHNUCKENFLEISCH
 DIV. FELLE (NATURGERBUNG!)
 TROCKENWÜRSTE UND TROCKEN
 FLEISCH
 FAM. S + P. HALTER
 CASA ALPINA
 7438 SURCUOLM 
 TEL. 081 / 933. 44. 80

Ab sofort Dringend gesucht!
 Produktionsraum für Bio-Pasta
 Raum Zürich, 50-100m² Gesamt-
 fläche. Altes Industriege-
 bäude, Bauern- oder Wohnhaus.
 Zustand unwichtig. Strom- und
 Wasserarbeiten können selber
 bewerkstelligt werden.
 Bezahlung Geld oder Bio-Pasta!
 Tel + Fax 061 461 2412

HUMMERSALAT 
 MIT CHAMPAGNER 
 ODER
 ÄCKLER-POLEGUTA 
 TOP TOP TOP 
 als "Strohlechin"
 komme ich zu Ihnen:
 nach Hause oder 
 ins Strohlagar oder.....
 Mkh 062 8442101
 Margrith 